



DIÖZESE  
INNSBRUCK

## **Digitales Archiv**

### **Gespräche zwischen Wissenschaft, Kultur und Kirche**

**19.10.1984**

#### **Digitales Archiv**

Shelf Mark: 1.3.1.13.7

---

CC-BY-NC-ND-Lizenz (4.0)

Creative Commons Namensnennung - Nicht kommerziell - Keine Bearbeitung 4.0 International Lizenz

[urn:nbn:at:at-dai-4645](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:at:at-dai-4645)

Forum St. Stephan, Gespräche zwischen Wissenschaft, Kultur und Kirche  
Wien, 19. Oktober 1984, Palais Palffy, Josefsplatz 6

Vom Wachsen des Kindes in die Welt des Guten und des Heiligen  
(Zwischen Indoktrination und Versäumnis)

Ganz sicher bin ich mir nicht, ob ein Bischof, der aus dem fast unübersehbaren Vielerlei seines Amtes kommt, im Chor wissenschaftlich so qualifizierter Vortragender recht am Platz ist. Aber ich will versuchen, mit einem Rückblick auf die Tätigkeit mit ein paar tausend Kindern und ebensovielen zukünftigen Lehrern einige Skizzenstriche beizusteuern, so wie es das große Thema und die knappe Zeit erzwingt.

Ich möchte und muß mich auf Gedanken beschränken, die mir wesentlich erscheinen.

Drei Blickpunkte sind im Thema gegeben: Die Entfaltung des Religiösen, das Wachsen des Gewissens und ein Blick auf resultierende Forderungen an uns, die Erwachsenen, deren Wirken im Untertitel mit zwei bedauerlichen Fehlformen markiert ist: Mit Indoktrination und Versäumnis.

I. Zur Begegnung mit der Welt des Heiligen

Ich glaube, daß im Sinne von Marlene Leist tatsächlich für die spätere Realisierung des religiösen Lebens im Menschen gewisse Grunderfahrungen für das Kind notwendig sind, Grunderfahrungen in der kleinen Welt und den zwischenmenschlichen Beziehungen, die so viel bedeuten. Ich darf eine dieser Grunderfahrungen herausgreifen: Die Grunderfahrung des Beschenktseins.

Vor kurzem war ich in der Ordination eines Facharztes, der auch ziemlich viele Kinder betreut. Er hat eine Schachtel mit Bonbons bereit, um bei den kleinen Patienten gutes Wetter zu machen. Er hat zu mir gesagt: „Eben war die Frau mit den zwei kleinen Buben aus dem Bergdorf da, Sie haben sie noch gesehen. Es war für mich etwas Wunderbares zu sehen, wie diese Kinder gestrahlt haben, wie sie die Bonbons bekommen haben. Aber es gibt solche, für die das überhaupt nichts ist. Eigentlich ist das traurig ...“ Es ist auch etwas Trauriges, wenn man ein Kind nicht mehr beschenken kann. An sich wird das Menschenkind in einer derartigen Hilflosigkeit und langjährigen Angewiesenheit in die Welt gestellt, das es von Natur her ein Beschenktsein wollendes und vielfach beschenktes Wesen ist. Aber man kann dieses Geschenkerlebnis des Daseins in einer Atmosphäre von Verwöhnung oder Verwahrlosung zerstören. Besonders in der Welt der Wohlstandsverwahrlosung, in der hinter den Gütern des Lebens keine persönliche Liebe steht.

Das Grunderlebnis des Beschenktseins ist deshalb so wichtig für die spätere Entfaltung der Religiosität, weil damit ja die Grundsituation des Menschen theologisch gekennzeichnet ist. ER hat uns zuerst geliebt ... Und die edelste Form der Religiosität entspringt aus dem Geschenkerlebnis, aus einer Grundstimmung der Dankbarkeit. Das ist auch deshalb so zu unterstreichen, weil eine von Freud her orientierte Religionspsychologie die Motivation des Religiösen grundsätzlich nur in der Frustration sehen wollte – was eine Einseitigkeit ist.

Übrigens hängt diese Haltung des Sich-Beschenken-Lassens und der immer wieder erwachenden Dankbarkeit keineswegs mit der wirtschaftlichen Situation der Eltern zusammen. Es gibt – wenn auch vielleicht seltener – auch in gutsituierten Kreisen Kinder, die diese Haltung entfalten und mit ins Leben nehmen. Sie ist offenkundig an die Voraussetzung gebunden, daß Gabe mit personaler und verantwortungsbewußter Liebe gegeben wird, mit einer Liebe, die auch einmal aus Verantwortung heraus Nein sagen kann.

Als weiteren Strich in unserer Skizze möchte ich die Grunderfahrung des Heiligen nennen.

Ich bin allein in einer Kirche, im Hintergrund. Ein Vater kommt mit drei kleinen Kindern herein, offenkundig von der einkaufenden Mama zwecks Kinderbetreuung abgehängt. Der Vater macht Kniebeugung, die Kinder machen es nach, der Kleinste fällt dabei um. Der Vater flüstert, die Kinder stellen ihre Fragen auch mit leiseren Stimmen. Er geht von Bild zu Bild, am meisten interessieren die brennenden Kerzen. Der Vater steht still, offenkundig im Gebet, die Kinder schauen ihn an, und tun's auch. Wie ich mir das Bild anschau, muß ich an jenen Mann denken, der das Heilige in einer meisterhaften Art phänomenologisch beschrieben hat: Rudolf Otto. Er wird nicht umsonst auch noch nach fast 70 Jahren immer wieder aufgelegt.

Die Kinder erfahren offenkundig das Tremendum und das Faszinosum, jene geheimnisvolle Mischung von Scheu und Anziehung, von Distanz und Nähe, von Furcht und Geborgenheit, die für das Menschsein so konstituierend ist. Ich habe etwa 40 erste Klassen im Religionsunterricht betreut. Ich muß sagen, daß die Kinder ein gegebenes Sensorium für das Heilige besäßen – wenn es nicht verschüttet und verkümmert wäre in jener Atmosphäre primitiver Platitude der Erwachsenen, gemütsverarmter Vordergrundmenschen, oder in der Atmosphäre, in der das Erleben vom Bildschirm her fabriziert wird.

Darum ist das Gebot der Stunde für die Seelsorge: Gemüthafte Vollzüge im familiären Bereich, Schaffung einer Familienkultur im Religiösen. Die Entmythologisierung und Entmagisierung hat merkwürdige Kapriolen geschlagen, die nur in der verkopften Welle eines religiösen Rationalismus ihren Grund haben konnte (wenn man etwa jedes Lichtlein auf dem Friedhof als „magisch“ erklärte). Bis in die Liturgie hinein ist die intellektualistische Welle gedrungen, alles heilige Geschehen in einen Schwall von Worten eintauchen. Aber die Grunderfahrung des Heiligen wird nicht in Reflexion geboren. Sie braucht auf der einen Seite den ergriffenen Menschen, und auf der anderen Seite die Welt als Symbol, so wie es jene Kinder mit dem Vater in der Kirche erlebten.

Auf ein drittes Element in der Begegnung des Kindes mit der Welt des Religiösen möchte ich noch verweisen: Auf die wachsende Erfahrung der Transzendenz.

Vor Jahren war das Buch des Anglikaners Robinson, „Honest to God“, auf der Liste der Bestseller. In ihm stand der aufgeklärte Vorwurf zu lesen, daß man leider in der Verkündigung an der primitiven Mythologie des Gottesbildes festhielte, wie es aus der Heiligen Schrift, der Welt des Alten Orients, geboten wird, und dann eben in der christlichen Unterweisung an die Kinder weitergegeben wird: Oben ist der Himmel und Gott, unter uns die Unterwelt, die Hölle usw. Und dann käme mit dem Erwachen der Vernunft die große Enttäuschung und der Zusammenbruch des Glaubens. Nun liegt zwar in allem ein Stück Wahrheit, aber in dieser Ansicht war mir manches doch verdächtig.

Ich bin zwar kein Wissenschaftler, aber ich habe mich mit zwei Dingen jahrelang befaßt: Den religiösen Begriffen des Alten Orients (auf der Universität) und dem Denken unserer Kinder (in der Praxis). Was das erste betrifft, so mußte ich mich vier Jahre lang mit der Begriffswendung im religiösen Bereich im Alten Orient herumschlagen, und je mehr ich mich in diese schwierige Materie hineingearbeitet hatte, umso weniger war ich davon überzeugt, daß die Weisen Israels oder Ägyptens ihre mythologischen Bilder so vordergründig-mythologisch gemeint hätten. Sie konnten Transzendenz schwer verbalisieren, aber sie wußten zutiefst um sie. Was aber die Kinder betraf, beschloß ich eine kleine Probe zu machen. Ich hatte damals eine 4. Klasse Volksschule, überdurchschnittlich aufgeweckt und natürlich sehr schlimm, aber großartig zum Unterrichten. Ich hatte sie schon das 4. Jahr, und wußte, daß ich sie mit derartigen Reflexionen noch nie belastet hatte. Ich stellte also diesem fröhlich-schlimm, aber ungehemmten Verein die Frage: „Wo ist Gott?“ – „Im Himmel!“ – „Überall!“ – „Wie weit muß man mit der Rakete fahren?“ – „Egal, wie weit, er ist doch da!“ – „Warum sagt man ‚Im Himmel‘? Ist er also wirklich oben?“ – „Nein, das sagt man nur so! Denn oben ist's hell und unten ist's finster!“ – „Kann man sagen wie er ist?“ – „Er ist verheerend“, sagt einer, „jedesmal, wenn ich an ihn denke, ist er noch größer ...!“ – „Ja aber, wenn man ihn nicht denken kann, und nicht sehen kann, ist er dann doch?“ – „Herr Katechet,

mit Gott ist das so wie mit den kleinen Vögeln (am Abend vorher war im Kinderfernsehen eine Sendung über die Kolibris)!“ – „Meinst du die Kolibris? Was haben die mit Gott zu tun?“ – „Ja, die singen, aber der Ton ist so hoch, daß wir ihn mit unseren Ohrwascheln nicht hören können. Und doch singen sie. So ist das auch bei Gott. Den können wir nicht hören, nicht sehen und nicht greifen und nicht einmal denken – und doch ist er ... Eine umwerfende Antwort! Nun, dieses Kind konnte sein Empfinden in einer großartigen Weise verbalisieren und das Wissen um die Transzendenz zum Ausdruck bringen, andere können das nicht. Aber sie können es – und mit ihnen unzählige einfache Menschen – fühlen.

Ich glaube daher, daß im Kind gemüthhaft oft viel mehr vorhanden ist, als eine sogenannte wissenschaftlich gebildete Gesellschaft mit ihren Denkkategorien erfassen kann. Wir denken doch sehr oft zu wenig mit dem Herzen, und das kann dazu führen, daß wir uns vom tiefsten Wesen des Kindes entfernen, das offen ist für Transzendenz und Mysterium, ohne darüber begrifflich reflektieren zu können.

Dasselbe demonstrierte auch eine Untersuchung von Kinderzeichnungen zwischen sechs und zehn Jahren. Bei den Zehnjährigen, die ihre Zeichnung auch mit einer schriftlichen Erklärung abgeben mußten, differenzierten die Darstellungen stark.

Zeichnung 1: Das große gelbe Eck bedeutet Gott. Er ist so groß, daß ich von ihm nur ein Eck zeichnen kann. Die Strahlen bedeuten, daß er uns gern hat, und zwar die Schwarzen und die Weißen und auch mich, trotzdem ich so klein bin ... Zeichnung 2: Ich muß mich entschuldigen, daß ich so ein schieches Bild von Gott male. Aber die Farben bedeuten etwas: Rot bedeutet, daß er uns gern hat, Blau bedeutet, daß er so großzügig ist ... usw. Schwarz bedeutet, daß wir leider zu wenig an ihn denken ...

Auf diese wachsende Grunderfahrung der Transzendenz im Kinde wollte ich hinweisen. Wie kann man sie lehren, fördern, weiterschicken? Sie setzt auf unserer Seite etwas voraus: Ergriffenheit, existentielle Ergriffenheit. Darf ich erinnern, daß in dieser Hinsicht die Welle des Über- und Nur-Wissenschaftlichen in der Theologie und in der Religionspädagogik eine Gefahr ist. Eine Gefahr, die vor allem im deutschsprachigen Bereich oft stark da war. Die Art, alles zu versachlichen, zu verobjektivieren oder zu verpsychologisieren. Ives Congar schrieb ein wunderbares Buch: *Je crois en l'Esprit Saint*. Deutsche Übersetzung: „Der Heilige Geist“ ... Gerade, daß nicht drunter steht „I. Teil, Allgemeines ...“

Das scheinen mir also zentrale Vorspiele des späteren Gläubig-sein-könnens beim Kinde zu sein: Die Erfahrung des Beschenktseins, damit der Mensch später das realisieren kann, was man Glauben an die Gnade nennt.

Die Begegnung mit dem Heiligen, in einer ausstrahlenden Ehrfurcht des Erwachsenen und der Erschließung der Welt hinter den Dingen.

Und die wachsende Erfahrung der Transzendenz. Für alle drei Dinge ist das Kind an sich naturhaft angelegt.

## II. Die Welt des Guten. Akzente kindlicher Gewissensentfaltung.

Es kann hier nicht darum gehen, die Stufen kindlicher Gewissensbildung auszubreiten, die in einer umfangreichen Literatur behandelt sind. Jene Stufen, die in gewisser Hinsicht hintereinander im Laufe der Kindheit und Jugend einsetzen, und doch aufeinander ruhen und ineinander vielfach verwoben sind, und in allem für das ganze Leben bedeutsam bleiben: Die Stufe der Anpassung, der Adaption, die schon der hilflose Säugling in seiner Angewiesenheit erfährt, und die schon dort beim vernachlässigten wie beim verwöhnten Kind gestört werden kann. Die Stufe der Identifikation mit der geliebten Bezugsperson, deren Tun und Denken man übernimmt, die Stufe der Gewissensbildung im Erlebnis der Schar, die Piaget so stark herausgearbeitet hat, und dann in allmählichem Übergang (keimhaft beim Kind, deutlicher beim jungen Menschen) vom Heteronomen zum Autonomen die Stufe der Einsicht in die Gültigkeit von Normen, und schließlich jene oft vergessene personalste aller Stufen, auf die schon Bergson in seinem Werk „*Les deux sources de la Religion et de la*

Morale“ hingewiesen hat, die Stufe der freien Wahl jenes Guten, das keine Moral und kein Gebot unbedingt vorschreibt, die Stufe des Heldischen. Auch diese Stufe kann manchmal schon keimhafte Ansätze im Kindesalter zeigen, wenn sie auch sonst eher der Adoleszenz zuzuweisen ist (eine verbürgerlichte Welt hat übrigens für diese Stufe weder eine Antenne noch bietet sie dafür irgendeine Anregung).

Aber eines gilt für alle Stufen kindlicher Gewissensbildung: Immer ist die Begegnung mit dem Du verlangt. Und immer ist entscheidend, wie dieses erwachsene Du ist.

Ich möchte wieder einen Akzent der Grunderfahrungen des Kindes herausgreifen, der heute eher zu kurz kommt: Es handelt sich um die Erfahrung Schuldigwerden – Einsehen – Verzeihung bekommen. Ich möchte dieses Modell kurz als Modell „Felix culpa“ bezeichnen, „glückliche Schuld“.

Darf ich die Sache wieder mit einem kleinen Erlebnis illustrieren. Schauplatz: Eine junge Familie, erzieherisch sehr engagiert, mit ausgezeichneter Atmosphäre. Die Kinder spielen im Hof, die Mutter bügelt im Zimmer. Die Kinder sind Sechs, Neun und Zwölf. Der Neunjährige kommt herein und beginnt, wahrscheinlich animiert durch einen kleinen Streit, zu schimpfen, über die größere Schwester. Er hat seinen Geburtstag vorbei, und war mit dem Geschenk nicht ganz zufrieden. Er hat sich das gewünscht, was auch die Ältere bekommen hatte. Und er steigert sich: „Die kriegt immer alles, was sie will ...“ Die Mutter bügelt weiter und läßt ihn Dampf ablassen, bis ihm die Luft ausgeht. Und dann sagt sie: Du horch einmal. Papa und ich haben euch alle gleich gern. Und wenn ein Geburtstag hat, dann suchen wir ein Geschenk, manchmal treffen wir's besser, manchmal schlechter. Aber eins möchte ich Dir sagen. Die Ulrike hat auf manche Dinge auch warten müssen, bis sie Zwölf war, und Du wirst das auch erwarten müssen. ... Der Knabe zieht schmollend ab. Zehn Minuten später kommt er heulend wieder. Die Mutter denkt an einen weiteren Streit. Was ist los. Aber langsam drückt er's heraus: Mama, ich war so gemein, und hab gesagt, ihr habt uns nicht gleich gern ... – „Ja schau, wenn Du's einsiehst, dann ist ja alles gut!“ Ein Kuß. „Und jetzt spiel weiter!“ Das ist das Modell „felix culpa“. In einer Kleinstausgabe des Alltags: Schuldigwerden, Einsehen, Verzeihung bekommen.

Ich brauche nicht auszumalen, wie oft bei ähnlichen Gelegenheiten wie der genannten die Auseinandersetzung der Ablauf ganz anders verlaufen würde. Wie oft man in einem derartigen Falle einfach auf Beschwichtigung, Vertröstung, Abwimmelung mit Versprechungen oder Geschenken reagiert. Die betreffende Mutter hat mir selbst einmal gesagt, es sei so schwer, es durchzuhalten, daß eine Zeitlang wegen eines Vorwurfs das Verhältnis gestört ist, und daß man doch auf eine Umkehr und Einsicht warten muß. Von Seiten der Erwachsenen verlangt das Modell „felix culpa“ sittlichen Ernst, keine Bagatellisierung kindlicher Probleme, Eingehen auf das Kind, Zeit haben, keine billigen Wege der Beschwichtigung, und natürlich, vor allem eine von vornherein verzeihungsbereite Liebe.

An diesem kleinen Beispiel wird uns eine andere Wahrheit, die für die Entfaltung des Gewissens entscheidend ist, auch klar. Der Mensch ist so gebaut, daß er eigentlich Frustration, Verzicht, Erfüllungsaufschub, Beherrschung und das alles, was nun eben auch einmal zur sittlichen Persönlichkeit gehört, nur leisten kann, wenn er es jemandem zu liebe tut. Darum ist sittliche Belehrung, Indoktrination allein immer zu wenig. Das Ego kann nur zurückgestellt werden, wenn ein geliebtes Du auftaucht.

Ist uns auch klar, daß die kleine Episode zwischen Garten und Bügelzimmer, diese kindliche Ausgabe von „felix culpa“ im Modell genau die Geschichte vom verlorenen Sohn darstellt? Jenes Gleichnis im Neuen Testament, das nicht nur das literarisch Schönste ist, was die Bibel bietet, sondern auch gleichzeitig das Schlüsselgleichnis zur menschlichen Existenz und zum Schicksal der Menschheit. Wird uns damit klar, wie wichtig die Erfahrung solcher Modelle im menschlichen Bereich in der Kindheit für die Fähigkeit später sein kann, Umkehr und Vertrauen zu realisieren, auch vor dem Horizont des Unendlichen.

Warum kommt das Modell „felix culpa“ so selten zustande? Manchmal, weil Eltern zu überbeschäftigt, zu müde sind. Man streift diese Lappalien, die keine sind, ab. Manchmal auch

deshalb, weil wir in einer großen Schuldverdrängungsgesellschaft leben, und der Schuld im eigenen Bereich nicht begegnen möchten. Wir haben ihr gekündigt, wir wollen uns mit ihr nicht auseinandersetzen. Und darum haust sie jetzt (weil sie unter Mieterschutz steht) im Keller, in den Räumen des Verdrängten und Unbewußten. Aber sie ist da.

Für das Kind ist das „Felix culpa“-Erlebnis so etwas Befreiendes. Und es trifft seine tiefen Sehnsüchte.

Im vergangenen Sommer habe ich – wie überall auf den Dörfern – einen Kindergarten besucht. Die Vier- und Fünfjährigen hatten die Geschichte vom verlorenen Sohn gezeichnet, jedes Kind eine andere Phase. Ich habe mich zu jedem Kind hingekümmert und mir die Zeichnung erklären lassen. Es ist unglaublich: Diese kleinen Kinder hatten das Gleichnis, das zum unausschöpfbar Tiefsten der Offenbarung gehört, in den wesentlichen Zügen durchaus verstanden, mitvollzogen. Was muß hier für ein Archetyp in der Seele des Kindes angesprochen sein – im so vernachlässigten pädagogischen Modell „felix culpa“!

### III. Der Anruf an uns, die Erwachsenen

Wenn wir auf den Bereich der religiösen und sittlichen Erziehung schauen, also auf die Erschließung der Werte für das Kind, müssen wir uns natürlich fragen, worauf es eigentlich ankommt, wenn wir dieser Aufgabe dienen wollen. Man könnte nach den zu akzentuierenden Inhalten fragen, also nach dem Didaktischen, man könnte nach dem Know how, dem Methodischen, Ausschau halten. In diesen Bereichen wurden viele Überlegungen angestellt, und ich will sie nicht entwerfen. Aber mir scheint etwas anderes noch fundamentaler und wichtiger zu sein.

Im Jahre 1977 erschien die „8., völlig neu gestaltete“ Auflage der Erziehungspsychologie des Ehepaars Tausch-Tausch. Nach der 7. war eine Pause von fünf Jahren eingetreten. Und die 8. Auflage war tatsächlich völlig neu. Sie trug den Untertitel „Begegnung von Person zu Person“. Und damit brachte dieses Werk einen Akzent zur Geltung, der allzu sehr vergessen worden war, und für den viele pädagogische Psychologen kaum eine Schublade hatten: Das Postulat der *Echtheit* für den Erziehenden.

Tausch-Tausch nennt die Echtheit als wichtige förderliche Dimension. Die Echtheit ist sicher vielschichtig, und gar nicht so leicht zu umschreiben.

Man könnte von einer Echtheit des Denkens sprechen, und berührt damit nicht einfach nur die Frage von objektiv wahr und falsch, richtig oder unrichtig, sondern die Frage der Übereinstimmung, Wahrheit und Existenz, also die Überzeugung. Es geht also um die Wahrheit, die in mein Wesen eindringt, mit der ich mich identifiziere. Kinder und junge Menschen haben ein feines Gespür für diese Art der Echtheit, sie lesen Überzeugung unbewußt aus Gesten und Blicken, Stimme und Haltung, Wortwahl und Tonfall. Und es muß uns klar sein, wie sehr wir gerufen sind, an Überzeugungen zu arbeiten, da doch unsere Gesellschaft vom Stil der allgemeinen Unverbindlichkeit geprägt ist.

Es gibt auch eine Echtheit des sittlichen Wollens, die eigentlich auf unserer Seite in der immer wieder angestrebten Übereinstimmung von Lehren und Leben, vom Bemühen, das einigermaßen selbst zu verwirklichen, was man als Maxime weitergeben will. Alle, menschliche Echtheit ist brüchig, unvollkommen, ständig korrekturbedürftig. Die sittliche Echtheit schließt die nüchterne Demut ein. In der Gesellschaft brauchen wir diese Echtheit nicht zu suchen. Denken wir nur, was sich an Amoral, Brutalität und Primitivität in unbeschwerter Freiheit tummelt, und was man andererseits an die Erziehenden und die zu Erziehenden für großartige Erwartungen knüpft. Nur wer wirklich dem sich entfaltenden Gewissen dienen will, muß bei sich selber ernst machen.

Es gibt auch eine – wohl manchmal besonders schwierige – Echtheit des Fühlens. Schwierig, weil man über Gefühle nicht einfach so verfügen kann. Man kann sie nicht ein- und abschalten. Das gemüthafte Eingehen auf den anderen braucht sehr viel Zeit, und Geduld. Darum ist in einem Klima von Hast und Überlastung, dem wir sooft ausgesetzt sind, die

Echtheit des Fühlens eher beeinträchtigt. Es gibt, wie Christa Meves und Fischle-Karl gesagt haben, sehr viele gefühlszerstörenden Mächte in unserer Zeit. Echtheit verlangt, daß in unserem Lebensstil auch die zentripedalen Kräfte wirksam werden, die uns in die Mitte und in die ruhigeren Zonen des großen Karussells holen, und nicht nur die zentrifugalen Kräfte, die hinaus an den Rand, in die Oberflächlichkeit schleudern.

Der Gedanke an diese vielschichtige Echtheit hat es eigentlich mit sich gebracht, daß ich das im pädagogischen Bereich sooft genannte Wort von der „Rolle“ nicht besonders gern habe. Rolle der Mutter, des Vaters, der Lehrerin usw., „Rolle“ erinnert zu sehr an das Theater, an ein Kostüm, in das ich schlüpfe, eine Maske, die ich überstülpe. Erziehung zum Wert verträgt aber weder Masken noch Kostüme, keinen Part, den ich spiele, keine „Rolle“ – sondern Sein. Es gibt heute wieder eine neue Sensibilität für die Frage der Echtheit, des Existentiellen, des Personalen, sowohl in einer breitgestreuten Literatur (ich erinnere außer Tausch-Tausch an das, was auf den pädagogischen Werktagungen in Salzburg angeklungen ist, an Prof. Affemann und Prof. Marian Heitger, oder an die Neuherausgabe von Bollnow, der in der Epoche der Dominanz des Nur-Empirischen und des Behaviorismus in Vergessenheit geraten war) – aber auch bei vielen jungen Menschen ist mir das Interesse für das Ganzheitliche, Personale und die Neuentdeckung des Gemüthhaften aufgefallen.

Wollte man nach einem zusammenfassenden Satz suchen, der sich zu diesen Überlegungen über die Hinführung des Kinder zur Welt des Guten und des Heiligen und den sich für uns ergebenden Forderungen aufdrängen könnte – dann wird es vielleicht doch das Wort des Ignatius von Antiochien sein: „Man erzieht durch das, was man sagt, mehr noch durch das, was man tut, am meisten durch das, was man ist.“